

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 11

Artikel: Ein Bergführerleben : Erinnerungen an Anton Candrian
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

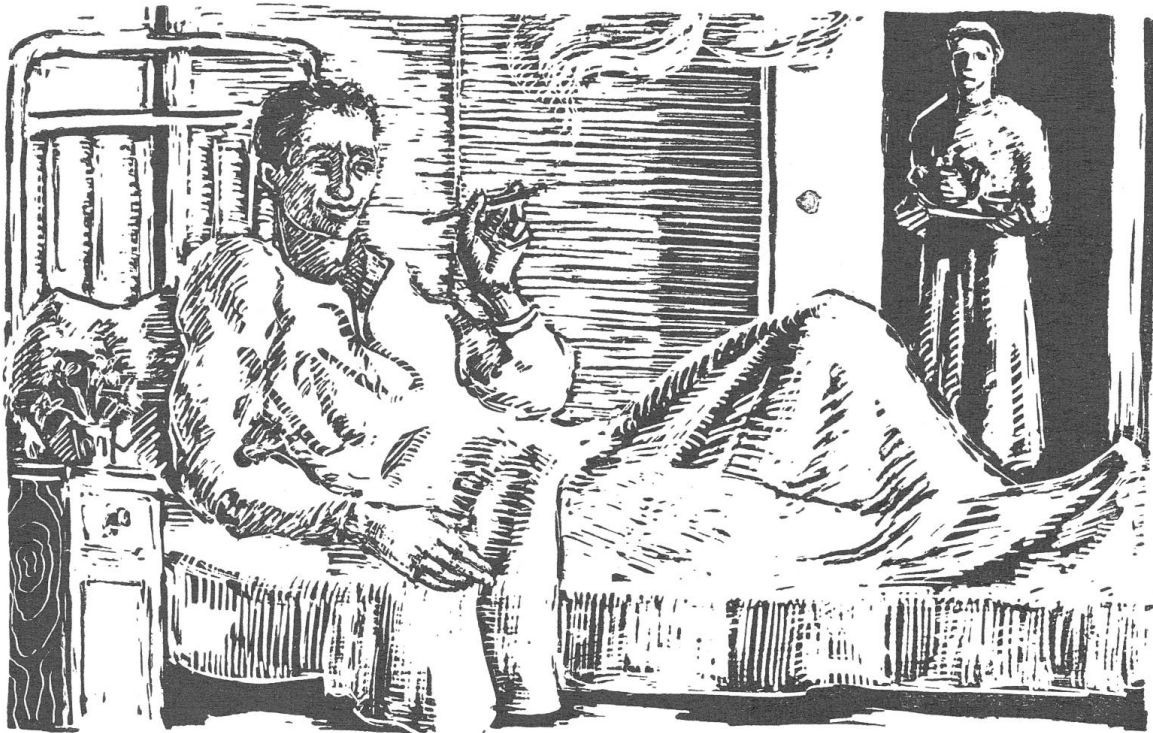
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Bergführerleben

Erinnerungen von Anton Candrian

Illustration von W. Guggenbühl

Für viele Zeitgenossen beginnt das Bergsteigen erst, wo Eisstifte und Mauerhaken in überhängende Wände geschlagen werden und Steinlawinen über verzweifelt in eine Nische geduckte Menschen in den Abgrund donnern. Anton Candrian ist anderer Meinung. Er hat keine „Erstbesteigung“ gemacht. Aber er ist mit seinem Gebiet so ganz vertraut, dass er jeden Stein mit verbundenen Augen erkennen würde.

Wenn ein Bergführer einmal richtig berühmt ist, dann gibt es früher oder später ein Buch von ihm. Schreibt er es nicht selbst, so schreibt es ein anderer. Er rückt damit den Führer ins rechte Licht, und nebenbei fällt auch noch ein wenig Ruhm auf ihn selber ab. Von mir wird es einmal kein Buch geben. Ich habe keine Anlagen, um berühmt zu werden.

Wenn ich die Sucht hätte, es zur Berühmtheit zu bringen, dann wollte ich

sie auf alle Fälle lieber erklettern als erschreiben. Klettern macht wenigstens noch Spass; aber die Leute, die acht Stunden lang am Tage schreiben müssen, beneide ich nicht. Ich bin immer froh genug, wenn ich endlich den Jahresbericht vom Skiclub und vom Schiessverein, vom Jägerverein und von unserer Sektion des S. A. C. geschrieben habe. Und wenn ich jetzt nicht im Spital läge und warten müsste, ob mir mein Bein nach der Meniskusoperation besser gehorcht als vorher oder schlechter, was ich zwar nicht hoffe, dann könnte der « Schweizer-Spiegel » noch lang auf meinen Bericht warten.

Aber wir sind nur zu zweit in meinem Zimmer, und wenn nicht wenigstens drei sind, kann man nicht gut den gan-



Alois Carigiet

Fiesta de parada, Pinsel

zen Tag jassen, und der Doktor, den wir zu einem Skat eingeladen haben, wollte nicht mitmachen. Vielleicht kann er nicht skaten, wie noch viele gebildete Leute, über die man sich immer nur wundern muss, dass sie an einem gewöhnlichen Jass auch Freude haben können, wo doch der Skat ganz etwas anderes ist. Aber schliesslich nützte es uns auch nicht viel, wenn er schon skaten könnte; denn wenn er auf seiner Tour durchs Spital ist, darf er sich wohl ebensowenig ablenken lassen wie ich, wenn ich mit meinen Leuten auf einer Piz Segnes-Tour bin, oder auch nur auf dem Flimserstein.

Er ist sonst kein Ungrader, unser Doktor, wenn er schon am ersten Tage nach der Operation alle Schwestern vom ganzen Stockwerk zusammenrief und mit polteriger Stimme sagte, jetzt sollen sie einmal den Mann da ansehen, der habe

überhaupt keine Dienstauffassung, und das nur, weil ich im Bette gemütlich eine Brissago rauchte. Ich sah in seinen Augenwinkeln, dass er es im Grunde nicht so böse meinte. Jetzt machen wir eben einfach das Fenster auf, bevor er kommt, dann merkt man nicht viel vom Rauch. Ich sehe nämlich nicht ein, warum ich die Brissago, die ich geschenkt erhalten habe, ungeraucht wieder nach Hause nehmen sollte — das heisst, ich hoffe doch, dass ich nicht alle hier rauchen muss; denn ich habe schon das halbe Nachttischschublädli voll, und jeder Besucher bringt mir wieder neuen Vorrat. Es ist, als ob alle wüssten, dass ich an einer Brissago mehr Freude habe als an zehn Basler Leckerli.

Wenn ich sage, dass mir der Meniskus operiert wurde, so werden die meisten denken, ich habe mir die Verletzung geholt, als ich vom obern Rand eines Bergschrundes wie ein Wilhelm Tell auf den untern gesprungen sei. Es passte wohl auch besser in diesen Bericht, wenn ich erzählte, ich habe mich mit einem Dreissigmeterseil an einer überhängenden Wand abgeseilt und hätte dann noch drei Meter weit auf einen fussbreiten Absatz hinunterspringen müssen, um Grund zu bekommen.

Um ehrlich zu sein: so ist es nicht passiert und, nebenbei gesagt, das könnte bei mir gar nicht passieren. Ich seile mich nirgends ab, wo ich nicht ganz sicher weiss, wohin ich komme, dazu sind mir meine Knochen zu lieb, und dann würde mich erst noch das Seil reuen, das ich vielleicht hängen lassen müsste. Meinen Meniskus habe ich mir auf viel einfachere Weise geholt: ich war daran, ein Hotelzimmer frisch zu tapezieren und musste nur noch die letzte Tapetenbahn anbringen. Da rutschte der Stuhl, auf dem ich stand, aus, und weil ich die Tapete nicht loslassen wollte, trampete ich ein wenig krumm auf, und bevor ich merkte, was eigentlich los war, lag ich schon am Boden und konnte mein Bein nicht mehr strecken. Da war die Sache eben richtig,

ohne Bergschrund und ohne Abseilring und Dreissigmeterseil.

Jetzt werden wohl viele denken, das sei ein heiterer Bergführer, der mit einer Tapetenbahn in den Händen die Wand von einem Hotelzimmer erklettern wolle und dabei noch abstürze, so einer sei überhaupt kein rechter Bergführer. Sollen sie, das tut mir nicht weh. Wenn ich mir Sorgen machen wollte wegen dem, was andere denken, dann hätte ich viel zu tun. Ich habe es mir angewöhnt, mich auch darum nicht zu kümmern, was andere sagen. Wenn ich mir wegen jedem, der mir sagte ich sei verrückt, als ich mit dem Plan für unsere neue Hütte kam, ein graues Haar hätte wachsen lassen, dann hätte es auf meinem Kopfe keinen Platz mehr für eine Glatze, und was ärger ist, dann hätten wir wahrscheinlich die neue Hütte heute noch nicht. Und jetzt, wo die Hütte steht und stolz und sauber ins Tal hinableuchtet, müssen doch alle zugeben, dass sie nötig war, und dass wir dumm gewesen wären, wenn wir gewartet hätten, bis die Zeiten besser kommen. Denn auf die Zeiten ist heutigentags ja sowenig Verlass wie auf die meisten Menschen, und wenn man findet, dass etwas nötig ist, dann muss man es durchdrücken, ohne nach links und rechts zu schauen. Item, unsere Hütte ist jetzt unter Dach, und es reut mich nicht, dass ich noch drei Wochen gewartet habe mit der Operation, damit ich an der Einweihung dabei sein konnte. Wenn mich die andern schon aufgezogen haben wegen meinem Hinkebein und weil ich dreieinhalb Stunden brauchte, um hinaufzukommen, als ob ich eine dicke Holländerin wäre, so habe ich mich nicht fuxen lassen und sagte: «Wartet nur, wenn ich von der Operation heimkomme, wird mein erster Gang hier herauf sein, und wenn wir nach einem Jahr einmal zusammen das Hüttenbuch durchmustern, dann wollen wir sehen, ob man meinen Namen oder den euern mehrmal findet!»

Ich glaube fast, wenn ich jetzt ein wenig auf die Zähne beissen würde, so könnte ich jetzt schon ganz langsam,

langsam bis zur Hütte hinauf, und vielleicht täte das meinem Knochen besser als das Liegen hier unten. Und überhaupt müsste ich sehen, ob sie die Quelle jetzt besser gefasst haben, sonst müssen wir im Winter doch noch Schnee siedeln. Aber vorläufig muss ich halt noch dem Doktor folgen, schon wegen der Versicherung.

Grundsätze muss der Bergführer haben

Nur eines steht fest: auf die Jagd geht der Toni Candrian diesen Herbst, und wenn es hundert Ärzte verbieten, und wenn er sein Meniskusbein weder biegen noch strecken kann. Denn Prinzipien muss der Mensch haben, und mein Prinzip ist, dass man auf die Jagd geht während der Jagdzeit und nicht etwas anderes tut.

Das hat der Herr Wendling im letzten Herbst zuerst nicht begreifen wollen, als er mit aller Gewalt am 10. September mit mir auf die Ringelspitze gehen wollte.

«Es tut mir sehr leid», sagte ich ihm — und es tat mir wirklich leid, aber nur, dass er mit dem Plan nicht zehn Tage früher kam — «es tut mir sehr leid, Herr Wendling, aber Sie können unmöglich von mir verlangen, dass ich am zweiten Tage der Hochjagd mit Ihnen auf den Ringel komme.»

Da hat er mich gefragt, ob ich denn am zweiten Tage der Jagd etwas schiessen werde. Ich sagte ihm, dass ich hoffe, am ersten Tage schon den Gamsbock heimzubringen, der seinen Wechsel durch den untern Gang am Flimserstein nach Pardatsch heraus hat; aber dass man weder für den ersten, noch für den zweiten, noch für den letzten Tag der Jagd etwas garantieren könne, wenn man ehrlich sein wolle.

Da hat er mich gefragt, was ich denn am zweiten Tage möglicherweise schiessen werde. Also habe ich ihm gesagt: «Wenn ich das Maul voll nehmen will: einen Gamsbock und einen Sechzehnder.» Denn wenn man Glück hat, so kann man wohl am Morgen früh auf

einen Gamsbock zum Schusse kommen, und am Abend läuft einem noch ein Hirsch vor den Lauf.

Der Herr Wendling hat sich ein wenig besonnen, und dann hat er mir die Hand auf die Achsel gelegt und gesagt: «Hören Sie einmal, Herr Candrian» — und ich habe ihm die Hand heruntergenommen, denn wenn ich einem zuhören will, so tue ich es, ohne dass er mich anrührt — «hören Sie mal, Herr Candrian», hat er gesagt, «ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir gehen am Neunten am Abend nach Bargis zum Übernachten, und am Zehnten gehen wir auf den Ringel, und ich zahle Ihnen den vollen Tarif. Und wenn an diesem Tag in ganz Flims auch nur ein Gamsbock geschossen wird, dann zahle ich Ihnen soviel, wie Sie dafür bekommen würden, und wenn auch nur ein Hirsch geschossen wird, so bekommen Sie noch genau soviel dazu, wie ein Sechzehnder wert ist, und ausserdem trinken wir am Abend den besten Tropfen Veltliner, den wir auftreiben können.»

Da habe ich zuerst fast etwas Lautes gesagt, aber dann ist mir in den Sinn gekommen, dass der Herr Wendling das einfach nicht besser versteht, und ich sagte ihm ganz freundlich: «Wissen Sie, Herr Wendling, wenn Sie meinen, Sie können einen Jäger von der Jagd abhalten, sobald Sie ihm soviel versprechen, wie ein Gamsbock und ein Sechzehnder wert sind, dann zeigen Sie damit eben nur, dass Sie doch noch kein Schweizer sind, wenn Sie sich lang schon vor zehn Jahren eingekauft haben und sogar auf Romanisch Morra spielen können» (und das hatte er auch einmal von mir auf der Bifertenhütte gelernt, wo wir einmal zwei Tage eingeschnitten gewesen sind).

Übrigens habe ich dann an jenem 10. September überhaupt keinen Schuss getan, obwohl mir ein Gamsbock auf nicht mehr als 40 Schritte stand. Aber wenn ich ihn geschossen hätte, wäre er unfehlbar über den ganzen Flimsenstein hinuntergefallen, und ein ganzes Tier zerschmettern lassen, nur weil man viel-

leicht per Zufall doch die Hörner ganz findet, das tue ich nicht. Und der Herr Wendling, obwohl er nicht auf den Ringel konnte, war an jenem Abend im Berg- haus Bargis, und wir tranken zusammen eine Flasche 29er Sassella, und er hat mich nicht einmal gefuht, wenn ich schon nichts geschossen hatte und mit ihm mehr hätte verdienen können. Ich glaube, wenn er sich Mühe gibt, so kann er mit der Zeit doch noch ein rechter Schweizer werden — dass es gerade ein Bündner sei, verlangt auch niemand von ihm. Damit will ich natürlich nicht etwa sagen, wir Bündner seien besser als andere Leute, und ich bilde mir auch nicht ein, dass einer, der nicht einmal eine Bergdohle von einem Adler unterscheiden könnte, weniger wert sei als einer, der in den Spuren von einem Wildwechsel so gut lesen kann wie andere in einem Buch: wir sind eben einfach verschieden, und das ist auch gut so, denn wenn jeder Hotelier seine Zimmer selber tapezieren und seine Matratzen selber auffrischen könnte, dann hätte ich in der Zwischenzeit nichts zu tun, und wenn jeder Fremde ein tüchtiger Hochtourist wäre, könnte ich mein Seil an den Nagel hängen und mit dem Pickel Kartoffeln graben.

Ehrfurcht vor den Bergen

Aber eigentlich wollte ich ja ein wenig zu denen reden, die meinen, es sei einer kein rechter Bergführer, wenn er daneben noch etwas anderes tue. Das ist eine falsche Auffassung. Vielleicht kommt sie daher, dass viele Unterländer, auch in der Schweiz, noch vom Bergsteigen einen unrichtigen Begriff haben. Viele meinen, das Bergsteigen beginne erst dort, wo Eisstifte und Mauerhaken in überhängende Wände eingeschlagen werden und wo Stein- und Eislawinen über verzweigt in eine Nische geduckte Menschen in den Abgrund donnern. So sieht man es im Film und in den Illustrierten. Und wir selber sind vielleicht auch ein wenig daran schuld, denn wenn einer von uns

schon zur Feder greift, dann erzählt er nicht von einem Spaziergang auf der Asphaltstrasse; denn es getraut sich keiner, vom Alltäglichen zu schreiben, weil er meint, die Leute haben für etwas Gewöhnliches und Ungefährliches kein Interesse mehr. Aber je mehr wir eben schreiben und lesen, statt zeigen und selber sehen, desto weniger werden wir voneinander das wissen, was wirklich ist, und um so weniger lernen wir einander kennen.

Also ich schäme mich gar nicht, zu sagen, dass ich noch keine « Erstbesteigung » gemacht habe, was man so gewöhnlich sich darunter vorstellt, mit mindestens einem Biwak und einem erfrorenen Finger; aber ich habe dafür in meinem ganzen Gebiet herum so und so viele Wege, die wirklich mir gehören, weil ich sie zum erstenmal gegangen bin, und wo ich jeden Stein kennen wollte, wenn man mich auch mit verbundenen Augen hinführen würde.

Ich betreibe nicht jene modernste Art der Kletterei, und ich kann auch dann einen Genuss von einer Besteigung haben, wenn von Anfang an sicher ist, dass die Risiken nach menschlichem Ermessen gering sind; aber schliesslich kann ich es noch begreifen, wenn ein junger Kerl, der nicht weiss wohin mit der Kraft und dem Mut, Gefahren sucht; denn mehr oder weniger Gefahr ist einmal bei jedem Sport dabei. Jetzt, wo wir technische Hilfsmittel haben, wie man sie früher nicht kannte, wo man besser ausgerüstet ist und wohl auch die Technik des Kletterns und Bergsteigens leichter erlernen kann als früher, weil man von den Erfahrungen aller, die vor uns in die Berge zogen, profitiert, sind auch die Gefahren nicht mehr gleich einzuschätzen wie früher, und manche Route, deren Begehung man früher nur Verrückten zugetraut hatte, ist heute normal. Dass man z. B. die Eigernordwand einmal ersteigen werde, sagte ich schon lang. Wenn es auch keine Schweizer gewesen sind, so empfinden wir das nicht als Niederlage; denn die Schweizer Berg-



Anton Candrian

führer haben gerade an dieser Wand gezeigt, was sie können.

Hier wollte ich auch sagen, dass ich nicht zu denen gehöre, die Zetermordio schreien, wenn einmal ein paar junge Kerle meinen, sie können alles besser ohne Führer, schon weil es so aussehen würde, als ob ich um meine Einnahmen Angst hätte. Es gehen halt jetzt einmal mehr Leute in die Berge als früher, und wenn sie es mit Vernunft und Herz tun, so kann das uns nur recht sein. Was wir tun sollen, ist nur, dafür zu sorgen, dass es immer mehr Leute gibt, die den Bergsport richtig betreiben und die die Ehrfurcht vor den Bergen wieder lernen.

Das ist eine wichtige Aufgabe für uns Bergführer, und darum kann einer ein rechter Führer sein, auch wenn er nicht 365 Tage im Jahr führt und 366 im Schaltjahr. Wenn man es uns ver-

bieten wollte, neben dem Führen noch etwas anderes zu verdienen, so wäre weder dem Bergsport noch dem Fremdenverkehr gedient; denn dann könnten die meisten von uns überhaupt nicht existieren. Übrigens verdienen vielleicht manche von denen, die aus dem Führerberuf allein leben könnten, mehr nebenher als ich im ganzen genommen. Viele haben daneben ein Gasthaus oder sind Hüttenwart, oder sie haben ein Sportgeschäft, oder sie sind im Winter nicht nur Bergführer, sondern auch Skilehrer auf dem Übungsfeld, und daneben sind sie noch in irgendeinem Handwerksberuf tätig, sind Schreiner oder Maler oder Sattler, Zimmerleute, oder auch Bauern und manches andere.

Natürlich ist aber dafür gesorgt, dass einer, der zum Beispiel jahrelang die Berge nur von unten angesehen hat, nicht mehr Bergführer bleibt. Wir müssen uns jedes Jahr ausweisen können, dass wir soundso viele Touren gemacht haben und in der Übung sind. Dafür haben wir unser Führerbuch, in dem die Gäste die geführten Touren bestätigen. So ein Führerbuch ist etwas Interessantes, und wenn ich in den meinigen jetzt hier manchmal lese, so kommen mir der Reihe nach alle Touren, alle schönen und schlechten Tage und alle meine Gäste wieder in den Sinn. Dann ist es, als ob ich nicht mehr im Spital wäre, sondern irgendwo in meinen Bergen, am Fels, im Eis, auf dem Grat oder auf dem Gipfel. Ich bin stolz auf meine Führerbücher; denn es steht nur selten darin nichts anderes als « der Toni Candrian hat uns sicher hinauf- und wieder hinuntergeführt ».

Das soll schliesslich jeder können, der den Führerkurs besucht hat. Wenn einer kräftig ist und wetterfest, keinen Schwindel hat und so praktisch ist, dass er einen Führerknoten und eine Abseilschlinge fertig bringt, und so intelligent ist, dass er Karte lesen kann und weiss, wie man mit einem Kompass und Höhenmesser funktionieren muss und ein Kroki von der Route zeichnet, wenn er Orien-

tierungssinn hat, und die nötige Zahl Jahre als Träger tätig war, und das Leumundszeugnis in Ordnung ist, dann kann er in den Führerkurs kommen und wird auch die Prüfung bestehen. Dann ist er ein Führer, und er wird gewiss den Satz im Führerbuch haben, dass er die Gäste sicher hinauf und hinunter brachte. Aber ob er dann auch ein guter Führer ist, ist noch eine andere Frage.

Ein guter Führer zeigt den Gästen nicht nur den Weg, sondern auch die Berge. Das will nicht heissen, dass er auf dem Gipfel den Arm ausstreckt und sagt: « Das dort ist der Ortler, und das der Piz Kesch und das der Palü und das der Bernina, und vorn sieht man den Piz d'Err und links davon die Oberhalbsteinerstöcke », bis der Gast überhaupt nicht mehr draus kommt. Ein Tourist, der von den Bergen nur die Namen kennt, kennt die Berge überhaupt nicht, so wenig wie man einen Menschen kennt, wenn man weiss, wie er heisst. Berge sind wie Menschen, sie haben einen Charakter, sie haben gute und böse Eigenschaften, sie haben ihre Geschichte, ihre guten und schlechten Tage und Stimmungen, und so wenig man von einem Menschen weiss, wenn man ihm die Hand schüttelt und sagt: « Freut mich sehr, Herr Meier, Sie kennenzulernen », so wenig weiss man vom Berg, wenn man zum erstenmal im Gipfelbuch schreibt: « Hans Soundso, mit Toni Candrian über den Ostgrat, herrliche Aussicht. » Das heisst, wenn man mit Toni Candrian zum erstenmal oben anlangt, dann hat man vom Berg doch schon allerlei erfahren, und wenn man später einmal am gleichen Ort ist, wird man im Gipfelbuch zurückblättern und zum Berg sagen: « Weissst Du noch? »

Der Mehlsacktechniker

Natürlich erlebt man mancherlei typische Bergsteigergeschichten, und wenn ich davon berichten soll, so brauche ich nicht lang zu studieren; aber ich komme doch fast in Verlegenheit, denn diese gleichen einander so, dass man, wenn man davon

hört, immer meint, man habe sie auch schon irgendwo vernommen.

Da ist einmal der Tourist, der unten im Tale tut, als habe er die ganze Bergsteigerwissenschaft allein und auf ewige Zeiten gepachtet und dann oben am ersten Grätlein versagt. So wurde ich einmal, als ich eben müde von einer langen Tour zurückkam, dringend ans Telefon gerufen und musste in ein Hotel, um eine Tour abzumachen. Der Herr war im Restaurant und machte dann soviel Wesens und Getue, dass zehn Meter im Umkreis alle wussten, dass wir uns morgen Abend in der Hütte treffen werden, um übermorgen den Piz Dolf zu besteigen.

Dann musste ich mit ihm einen halben Liter trinken, und er begann, mehr zu den unfreiwilligen Zuhörern als zu mir sprechend, zu plagieren, dass ich kaum ein « So, so » und « wohl, wohl » zwischenhinein sagen konnte.

Am andern Abend in der Hütte das gleiche Theater; er kannte alles, was man in einem Sportgeschäft in der Stadt zur Bergausrüstung kaufen kann, und wenn man ihm glauben will, ist er ein Experte im Stufenhacken und Abseilen.

Am Morgen früh krebste er dann schon ein wenig zurück: er war nicht ganz so gut disponiert und meinte auch, das Wetter könnte umschlagen, und im linken Knie spürt er den Steinschlag, den er einmal am Pizzo Poco erlebt hat. Als wir über das erste Schneeband traversierten, das vom Sattel herunterhängt, fragte er mich schon, ob es nicht besser wäre, sich anzuseilen, und bei der ersten Felsstufe, die man mit den Händen im Sack nehmen kann, klebte er schon auf allen Vieren und fingerte mit griffesuchenden Händen am Stein herum, wie eine langbeinige Spinne, die an einer glatten Fensterscheibe in die Höhe will.

Da wusste ich, was ich gestern schon gedacht hatte, dass er nur in der Mehlsacktechnik ein Experte sei.

Aber wenn ich den Mehlsack schon hinaufzerren musste, dann sollte er auch eine kleine Strafe haben. Also wähle ich exponierte Stellen aus, um ihm zu er-

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Der Genitiv

Der Genitiv (Wesfall) wird im Schweizerdeutschen im allgemeinen mit dem Dativ (Wemfall) mit Hilfe der Präposition *vo* (*vu*) umschrieben.

Die Verwendung des Genitivs im Dialekt, wie sie häufig bei politischen Rednern anzutreffen ist, ist falsch.

Falsch

Di letscht Sitzig des Obergerichts.

Richtig

Di letscht Sitzig vom Obergericht.

Falsch

Im Name der Stadt Züri häiss ich öi wilkome.

Richtig

Im Name vo der Stadt Züri seled er wilkume sy.

Statt der Umschreibung mit *vo* (*vu*) verwendet man im Schweizerdeutschen mit Vorliebe den Dativ des Besitzes, aber nur dann, wenn es sich um eine Person handelt und das regierende Wort mit dem bestimmten Artikel oder einem Pronomen versehen ist.

Schriftdeutsch:

Das Haus meines Onkels.

Schweizerdeutsch:

s Huus vo mym Unggle oder mym Unggle sys Huus.

Der eigentliche Genitiv mit Endungen hat sich im Schweizerdeutschen nur in gewissen Fällen erhalten, vor allem

in Verbindung mit Eigennamen oder als Eigennamen aufgefassten Wörtern.

So heisst schriftdeutsches:

Der Garten des Pfarrers

im Schweizerdeutschen:

s Pfaarers Gaarte

und schriftdeutsches:

Heinrich, Sohn des Hans, hat Rosa, Tochter des Rudolf, geheiratet

im Schweizerdeutschen (wenigstens auf dem Lande):

s Hanse Häiri hät s Ruedis Rooseli ghüüraate(t).

Auch in dem Ausdruck

« *s Mülers, s Mäiers* »

(ergänze Familie), hat sich diese Form erhalten.

Zusammengestellt von Frau Dr. C. Hösli-Streiff, der Leiterin der Sprachberatungsstelle des Bundes für Schwyzertütsch.

zählen, an einem ganz ähnlichen Orte sei vorletztes Jahrein Engländer abgestürzt, oder hier wäre nun eine günstige Steinschlagfalle und anderes mehr. Und als er auf dem Abstieg womöglich noch dümmert tat, ging ich extra zuunterst mehr links, wo man zu dem kleinen, überhängenden Absatz kommt, damit er nachher wenigstens nicht mehr lügen muss, wenn er erzählen will, wie es sei, wenn man am Seile hängt. Den Moment, wo er von der Kante weg ins Leere musste und wo er eine kleine Todesangst durchmachte, gönne ich ihm, und auch das Gefühl, das er gehabt haben wird, als ihm das Schmelzwasser zu den Ärmeln bis in die Achselhöhlen hineinrann, weil er natürlich nicht sich ins Seil hinausstemmte, sondern, auf dem Bauch rutschend, sich krampfhaft an den Fels klammerte.

Dann ist der andere, der — sonst ein ganz leidlicher Berggänger — auf einmal an einer vielleicht sehr harmlosen Stelle von einem plötzlichen Horror erfasst wird und lieber sterben will, als noch einen Schritt vorwärts oder rückwärts gehen. Das kommt immer wieder vor. Wenn es eine richtige Bergkrankheit ist, dann gibt es natürlich nur eines: zurück. Aber meist kommt man mit diesen Leuten nachher doch ganz gut auf den Gipfel und fröhlich wieder ins Tal hinunter. Schuld an diesem Versagen ist in der Regel eine Übermüdung, die auch ein guter Führer nicht immer beobachten konnte (wenn ich es manchmal zwar schon vor dem Touristen selber merke und dann natürlich vorbeuge). Dazu kommt der gewaltige Eindruck der Berge. Auf einmal erlebt einer die ungeheure Grösse und Macht der Natur, und dann ist er von der eigenen Kleinheit so erschreckt und von der Gewalt der Berge so überwältigt, dass er einfach nicht mehr kann. Im Moment, wo sie es sagen, ist diesen Leuten wirklich alles gleich: lieber sterben als noch einen Schritt tun. Manchmal hilft Zusprechen und ein bisschen Rasten; aber wenn man an einer exponierten Stelle ist, hilft unter Um-

ständen nur ein Mittel: man wird sackgrob und droht mit Schlägen.

Der Mörder

Beim Herrn ter Vantenkamp hat das auch nicht helfen wollen. Ich solle ihn ruhig totschiessen, das sei ihm gleich. Da habe ich mich nochmals vergewissert, dass ich gut gesichert war, liess einen Meter Seil und gab ihm, der wie ein Häuflein Elend neben mir auf dem schmalen Sims hockte, seelenruhig einen Stoss, dass er das Gleichgewicht verlor.

Eine Sekunde nachher hing er natürlich schon sicher im Seil, aber dieser erste Meter von einem Sturz, wo er den Tod hätte haben können, der ihm doch gleichgültig war, machte ihn auf einmal wieder ganz lebendig. Er brüllte, ich sei ein Mörder und fluchte und schimpfte, dass es eine Freude war.

Ich zog ihn herauf und sagte: « So, Herr ter Vantenkamp, jetzt gefallen Sie mir wieder viel besser; jetzt klettern wir noch die zwanzig Meter zum Grat hinauf, dort ist auf der andern Seite ein windgeschützter Platz, auf dem wir beide sitzen können, da haben Sie es dann viel bequemer zum Sterben, und ich habe es bequemer, zu warten, bis Sie tot sind, als hier, wo ich nicht einmal in Ruhe die Pfeife anzünden könnte.»

Da gab er mir die Hand und lachte. Wir machten dann noch manche schöne Tour zusammen.

Jener Deutsche — das waren noch Zeiten, als die Deutschen kamen! — hätte mir auch nicht so ein Loblied ins Führerbuch geschrieben, wenn er vorher die 24 Aufnahmen hätte entwickeln lassen, die ich am Piz Grisch von ihm machte. Der Piz Grisch, muss man wissen, ist ein ganz simpler Berg, an dem man zwar feine Kletterübungen machen kann, der aber auf dem gewöhnlichen Weg auch mit einem vierrädrigen Karren bestiegen werden könnte, wenn es sein müsste.

Mit jenem Deutschen aber kam ich

nicht auf den Gipfel, und doch waren wir den ganzen Tag unterwegs. Als er am Morgen, fünf Minuten von der Hütte entfernt, auf einen hausgrossen Felsblock stieg, sich in eine Feldherrenposur stellte und mich bat, ihn mit seinem Apparat zu photographieren, tat ich ihm den Gefallen. Als er bei einem zweiten Felsblock eine Viertelstunde später wünschte, ich solle ihn anseilen und so photographieren, als ob er rittlings über einen Grat rutschte, sagte ich, dass man doch hier kein Seil brauche. Da sagte er, das sei ihm gleich; aber er müsse Photos haben, auf denen es aussehe, als ob er etwas Gefährliches unternehme. Ich meinte, dann wollen wir doch lieber auf dem Grat oben photographieren, wo es wenigstens wirklich ein Grat sei und links und rechts abwärts gehe. Er antwortete, es falle ihm gar nicht ein, bei dieser Hitze dort hinaufzurasen.

«Aber Sie haben mich doch engagiert, um auf den Piz Grisch zu gehen!» sagte ich ein wenig ärgerlich. Denn wenn einer nur um eine Hütte herumspazieren will, um Felsblöcke zu suchen, braucht er schliesslich keinen Führer. Aber da kam ich schön an. Er sagte, was mir eigentlich einfalle, hier bestimme er, was gemacht werde, und ich solle mir gefälligst nicht mehr erlauben als es einem zustehe, der froh sein müsse, wenn er 25 Franken im Tag verdiene. Das hat mich höllisch gefuht; aber ich brummte nur: «Schön, das kann mir auch recht sein, ich weiss viele Orte, wo man feine Photos machen kann.» Ich photographierte ihn noch 23mal in allen Stellungen, angeseilt und mit dem Pickel in der Hand und brachte ihn dabei dazu, dass er mehr in den Geröllhalden herumstolperte, als er hätte tun müssen, um zum Gipfel zu kommen. Aber er war ganz zufrieden und schrieb mir ins Führerbuch, er könne mich sehr empfehlen. Sein Gesicht hätte ich allerdings sehen wollen, als er die Filme entwickelt zurückerhielt: ich hatte ihn vom zweitenmal an immer so abgenommen, dass sein

Kopf nicht auf das Bild kam. Ich habe aber nie mehr etwas von ihm gehört.

Die Fälle, welche ich jetzt erzählt habe, kommen jedoch sehr selten vor, und ich habe viel mehr Leute geführt, vor denen ich Achtung haben konnte, als solche, über die ich lachen musste. Übrigens halte ich mit meinem Urteil über einen Gast immer zurück, bis ich einige Touren mit ihm gemacht habe, wenn ich schon meistens genau weiss, woran ich mit ihm bin, wenn ich fünf Minuten mit ihm geredet habe. Aber ich weiss auch, wie sehr man sich manchmal in den Menschen täuschen kann.

Von Herrn Gölden habe ich z. B. zuerst gedacht, was der für ein zimperlicher und wehleidiger Kerl sei; aber nachher, als wir die führerlose und richtig kopflose Fünferpartie antrafen, von der einer das linke Bein vom Steinschlag dreimal gebrochen und den ganzen Körper fürchterlich verschürft hatte und den die andern vier hätten verbluten und verderben lassen, weil sie sich nicht getrauten, ihn anzurühren, da hat er mir verbinden und schienen helfen, ohne mit einer Wimper zu zucken, und es war wirklich kein Schleck; ich habe wenigstens, obwohl ich nicht wehleidig bin, nachher gern auch einen Schluck Kognak genommen.

Das Gewitter

Und mit dem Bankdirektor Simmen, den wir beim Pistolenschiessen so ausgelacht hatten, weil er immer zusammenzuckte, wenn neben ihm ein Schuss losging, und der zu mir vor der Tour sagte, er gehe prinzipiell immer nur mit Führern, die viele Kinder haben, weil die besser aufpassen, kam ich im obersten Drittel vom Grat in ein Gewitter. Da sind uns zuerst vom Elmsfeuer die Haare zu Berg gestanden, und wir waren froh, dass wir die Pickel beim Einstieg zurückgelassen hatten. Wir konnten nichts tun, als auf einem kleinen Absatz, etwas in der Wand drin, zu sichern und zu war-

ten. Das war das ärgste Gewitter, das ich erlebte: man kann es einem, der nie dabei war, nicht beschreiben, und wenn nach einer halben Stunde die letzten Wolkenfetzen wegfegen und von fern der Donner noch ein paarmal grollt, dann kann man es selber schon fast nicht mehr glauben, dass eine solche Hölle los war.

Ich hasse diese Gewitter; man kann einfach nichts machen und muss nur warten, ob man davonkommt oder ob der Strahl einem zerschmettert. Das hat gekracht, Schlag auf Schlag, und es war nicht mehr ein Donner, wie man ihn sonst hört, es war wie ein helles Brüllen, manchmal fast wie ein Gelächter, und dazu prasselte der Hagel, und der Sturm warf sich mit grimmigen Stößen gegen den Fels, als wollte er am Grat rütteln.

Wir waren ganz nah beisammen und duckten uns und zogen den Kopf zwischen die Achseln. Da habe ich im stillen mich beim Bankdirektor Simmen entschuldigt wegen meiner Meinung von seinem Mut; ich glaube, dass er beim Pistolenschiessen mehr gezuckt hat, als dort oben im Gewitter, und als es einen Moment stiller war, sagte er ganz ruhig: « Mein Lieber, wenn wir heil hinunterkommen, dann machen wir heute Abend bei einer guten Flasche Duzis. » Und der Sassella ist noch selten so gut gewesen wie an diesem Abend.

Vom Herrn, der die Viertausender gemacht hat

Wenn man mich fragt, was eigentlich an meinem Beruf das Gefährlichste sei, dann muss ich sagen: es gibt Gefahren, die liegen im Berg und in der Natur, und solche, die liegen im Menschen. Mit guter Erfahrung und Ausrüstung und mit Vorsicht ist man meist ganz gut gewappnet; aber die Berge sind unberechenbar, und vom Tal aus kann man sich keinen Begriff machen, mit welcher Gewalt die Elemente oben losbrechen können. Da kann eine Tour auch bei aller Vorsicht

gefährlich werden, besonders bei einem plötzlichen Wetterumschlag.

Angst habe ich nicht vor der Gefahr, aber ich spüre sie doch. Nicht weil sie mich selbst bedroht, sondern meine Partie. In einem rechten Schneesturm z. B., wo man kaum mehr die Hand vor den Augen sieht und wo man alle Augenblicke still stehen muss, um nur wieder zu Atem zu kommen, braucht man oft eine unheimliche Energie, um seine Partie zusammenzuhalten und vorwärts, oder besser, rückwärts zu bringen. Dann darf man sich keinen Augenblick aus den Fingern lassen, und es kommt einem wohl, wenn man sein Gebiet so genau kennt, dass man bei jedem Schritt ganz gefühlsmässig weiss, wo man steht. Wehe, wenn dann die Partie, von der ja keiner mehr weiss, was oben und unten ist, das Vertrauen darauf verliert, dass der Führer seiner Sache sicher ist! Man kann es den Leuten auch nicht verargen, dass sie immer wieder fragen, ob man auch noch auf dem rechten Wege sei; denn in einem zünftigen Schneesturm dauert eine Stunde Marsch eine halbe Ewigkeit, und wenn es einem so recht um die Ohren pfeift, wird man in dem unsichern Lichte ganz konfus, und beim Skifahren weiss man oft überhaupt nicht mehr, ob man noch fährt oder schon stillsteht. Dann ist's meist so kalt, dass man dem einen oder andern die Hände, in denen er kein Gefühl mehr hatte, massieren muss, bis er aufheult, wenn das Blut wieder zu zirkulieren beginnt. Da heisst's dann aufpassen, dass keiner zusammenklappt, dass keiner verloren geht, dass keiner einen Ski oder gar ein Bein bricht; ein kleiner Zwischenfall oder gar ein Unfall hat dann ganz andere Bedeutung als an einem schönen Tage. Da sind dann die Gäste nicht die einzigen, die aufatmen, wenn man zur Hütte kommt oder auf einen sichern Weg. Dem Führer fällt dann auch ein Stein vom Herzen, wenn der letzte Mann heil unter dem schützenden Obdach ist. Denn die Verantwortung hat manchmal schwerer auf meinen Schultern gelastet als mein Sack.

Es gibt Leute, die stolz sind, wenn sie sagen können, sie haben dem Bundesrat Meyer die Hand geschüttelt und mit Herrn Motta zu Mittag gegessen und von Adolf Hitler eine Ansichtskarte erhalten. So gibt es auch Touristen, denen der Führer nur helfen muss, einen weitem Dreitausender oder Viertausender zu « machen ». Wenn mir einer übrigens sagt, er habe das Matterhorn « gemacht », so sehe ich ihn nur gross an und sage, ich habe gemeint, das sei der liebe Gott gewesen. Leute, die um jeden Preis einen Gipfel einfach machen wollen, müssen manchmal bei mir umlernen. Eine Tour ist natürlich nur dann richtig gelungen, wenn man sein Ziel erreicht hat. Und schönes Wetter und gute Fernsicht erhöhen den Genuss. Aber auch, wenn man auf dem Gipfel vor lauter Nebel die Hand nicht vor den Augen sieht, oder wenn man gar auf halbem Weg umkehren muss, ist es nicht gesagt, dass deswegen der Tag verloren sei, und jene Eintragung in meinem Führerbuch, wo es heisst: « *Beabsichtigten, mit Toni Candrian Piz Segnes zu besteigen, mussten auf dem Sattel wegen Unwetter umkehren, hochbefriedigt und mit Dank für den Führer zurückgekommen* », freut mich mehr als manches Lob über einen glanzklaren Tag und fabelhafte Fernsicht.

Jetzt scheint es mir, ich habe schon mehr geschrieben, als ich eigentlich wollte, und vielleicht habe ich auch etwas anderes geschrieben, als ich zuerst dachte und als der « Schweizer-Spiegel » erwartete. Ein anderer hätte es wahrscheinlich anders gemacht, und er hätte damit auch recht gehabt. Und das ist ganz recht so, denn jeder gute Führer ist etwas für sich und hat seine eigene Art, wie jeder Berg anders ist und jeder Tag anders als der andere, und jeder Mensch, den wir führen, sich anders anstellt.

Aber jeder rechte Führer hat Freude an seinem Beruf, und vor allem hat er Freude daran, seinen Gästen seine Berge zu zeigen und ihnen die Freude am Bergsteigen beizubringen.

Und jetzt muss ich morgen doch den Doktor fragen, ob er nicht meint, ich könne bald aufstehen und nach Hause gehen. Denn die Wasserfassung von unserer Hütte muss ich selber noch ansehen; das wäre doch eine Schande, wenn wir im nächsten Winter Schnee siedend müssten, wo wir so eine schöne Quelle ganz in der Nähe haben.

* * *

Anton Candrian hat es nicht mehr erleben sollen, seine Aufzeichnungen im « Schweizer-Spiegel » zu lesen. Er ist in den ersten Maitagen dieses Jahres auf dem Friedhof in Flims beerdigt worden. Kaum von einer Brustfellentzündung genesen, ging er im letzten Spätsommer wieder seinem Führerberuf nach, war vom ersten bis zum letzten Tag auf der Jagd und machte kurz vor dem Einwintern seine letzte Inspektionsfahrt zu der ihm so sehr ans Herz gewachsenen Nagenshütte. Dann warf ihn die Krankheit aufs neue auf das Lager, und der Frühling konnte ihm nicht die ersehnte Genesung, sondern nur noch Erlösung von schweren Leiden bringen.

Anton Candrian hat nur zögernd und fast widerwillig jene Episoden in seinen Artikel eingebaut, in denen er davon erzählen musste, wie er sich in den Gefahren der Berge verhielt. Für ihn war persönlicher Mut etwas, von dem man nicht spricht. Er hat mit unbeugsamer Lebensenergie bis zum letzten Tage gegen die Übermacht der Krankheit gekämpft; er interessierte sich und ereiferte sich um alles, was ihm am Herzen lag und wurde nicht müde, Pläne für die Zukunft zu schmieden. So ist er auch seinen letzten, schweren Weg durch die Krankheit mit derselben tapfern Zuversicht und mit jenem guten Willen zum Einsatz seiner ganzen Kraft gegangen, die ihn zu seinen Lebzeiten zum guten Führer machten.

Rud. Frey-Kull, Flims.